Es fällt kein Freßsack vom Himmel

Wettfuttern der stärksten Esser von Rouen. Ein Winzer schlägt den Rekord. Gargantua auf dem Fest des Bauches. Von Gustav Kern.

Der Franzose liebt im allgemeinen viele Gerichte auf der Tafel. Sie kommen in zierlicher Zubereitung und mehreren Gängen auf den Tisch. Im großen und ganzen geht es bei französischen Gastmählern mäßig zu. Man verspeist keine großen Mengen und legt sich auch im Trinken eine gewisse Zurückhaltung auf. Umso erstaunlicher ist es, daß ausgerechnet auf französischem Boden noch heute ein sogenanntes „Fest des Bauches" gefeiert wird, das sich großer Volkstümlichkeit erfreut.

Es findet seit altersher in der Hauptstadt der Normandie, in Rouen, statt, und zwar auf dem gleichen historischen Marktplatz, wo seinerzeit Johanna von Orleans den Scheiterhaufen bestieg. Drei Tage lang messen dort die stärksten Esser der Provinz unter reger Anteilnahme der Oeffentlichkeit ihre Kräfte im Vertilgen von Speisen und Getränken. Ein solches Wettfuttern fand kürzlich wieder statt und zeitigte ungewöhnliche Ergebnisse. Es zeigte sich wieder einmal, daß kein Freßsack vom Himmel fällt, sondern daß schon ein gewisses „Training" dazu gehört.

Wenn man sich die Leistung vergegenwärtigt, welche die Wettbewerber in diesem Jahr zu vollbringen hatten, so kann man sie nur als ungewöhnlich bezeichnen. Jeder der vier „Kämpen" hatte vorschriftsgemäß folgendes Mahl zu verzehren: Ein Kilogramm Barbe mit holländischer Tunke, eine ganze Poularde mit Tunke „Supreme", eine stattliche Hammelkeule mit weißen Bohnen, einen ganzen Livarotkäse und eine riesige Apfeltorte. Dazu konnte nach Belieben Burgunderwein und Cidre getrunken werden. Nur einer der Wettbewerber machte während des Kampfes regelrecht schlapp, weil sein Magen zu streiken begann. Er verdrückte noch tapfer die Poularde, kapitulierte dann aber vor einer gewaltigen Hammelkeule. Er wurde unter großem Halloh abgeschleppt und durch Einnahme einiger starker Schnäpse wieder notdürftig hergestellt, war aber nicht mehr imstande, den Kampf erneut aufzunehmen. Als der stärkste Esser Frankreichs erwies sich ein 32jähiger Winzer namens Charles Viennot aus einer kleinen burgundischen Ortschaft. Er wog nach der Mahlzeit „nur" 286 Pfund, während sein schärfster Konkurrent, ein „Unbekannter Großesser" ein Leibesgewicht von 296 Pfund aufwies und dennoch den Wettkampf verlor, da er nach Ansicht des Prüfungsausschusses „mit weniger Appetit" sein Mahl bewältigte als der zweifellos besser trainierte Viennot. Es spricht im übrigen für das Fassungsvermögen aller vier Wettbewerber, daß sie am Abend des gleichen Tages — der Kampf fand mittags statt — im gemütlichsten Gasthaus Rouens zusammenkamen, um „einmal ganz behaglich zu dinieren".

Neben diesem wichtigsten Wettbewerb gab es noch eine Reihe von Sonderprüfungen. Darunter den Kampf „Wer schafft die meisten Merlane?", wobei demjenigen Esser die Siegespalme winkte, der das Kunststück fertig brachte, zwei Dutzend dieser Fische mit Anstand zu vertilgen. Den Abschluß dieses derbsaftigen Volksfestes bildete ein bunter Festzug, in dem alles mitgeführt wurde, was an nahrhaften Schätzen in der Normandie besonders gut gedeiht. Man bekam unter anderem junges Gemüse zu sehen, darunter riesige Kohlköpfe und Kürbisse, aus denen die lachenden Gesichter frischer Bauernkinder spitzbübisch hervorlugten. Ein normannischer Hochzeitszug auf Fahrrädern brachte eine lustige Note in das farbige Bild. Gekrönt wurde das Ganze von dem Erscheinen des Riesen Gargantua, dieser unverwüstlichen Schelmengestalt des seligen Rabelais. Gargantua gab dem Fest des Bauches sozusagen die traditionelle Bedeutung. Getreu seinem unsterblichen Vorgänger sorgte er vor allem für die Aermsten der Stadt und ließ die Arbeitslosen Rouens sich nach Herzenslust wieder einmal satt essen. Sie waren alle seine Gäste, und er ließ sich nicht lumpen, sondern achtete darauf, daß alle hungrigen Mäuler auf Kosten der Stadtverwaltung, die er auf dem Fest befehligte, gründlich satt wurden.

Vorweihnachtsfreuden unserer Kinder

Es ist etwas unendlich Beglückendes, wenn unsere Kinder in den Wochen vor Weihnachten mit geheimnisvollen und doch so durchsichtigen Heimlichtuereien beschäftigt sind, wenn die Zeit in ihrem jungen Leben gekommen ist, in der sie selber das tiefe Bedürfnis haben, ihre Liebe in sehr realen Werten auszudrücken. Die Freude des Schenkens ist ihnen plötzlich so deutlich fühlbar geworden, daß eine ganz neue und erstaunlich schöne Welt sich in ihnen aufgetan.

Vielleicht sind diese ersten Regungen des aus sich selbst schöpfenden Menschenkindes, diese ersten Schritte auf völlig unbekanntem Wege, oft die bedeutungsvollsten für das innerlich freizügige menschliche Empfinden des ganzen späteren Lebens. Und doch gibt es unendlich viel Mütter, die in sorgenvollen Kämpfen um tägliche Dinge, ungeduldig sind, wenn so ein gebefreudiges kleines Menschlein zu ihnen kommt und voll restlosen Vertrauens die Mutter um Hilfe bittet.

Es ist ja selbstverständlich, daß eine Mutter, deren wirtschaftliche Lage bedrängt und sorgenvoll ist, nicht in den Vorweihnachtswochen, in denen sie selber, ohne es sich vielleicht zuzugeben, die Freude des Schenkens auskosten will, und jeden Pfennig zu erübrigen sucht, nun sofort einem gebefreudigen Kind die teuersten Handarbeiten kauft, um ihm damit die Freude des Schenkens zu bereiten. Es ist eben so selbstverständlich, daß sie versuchen wird, die phantastischen Pläne der noch so Unerfahrenen zu begrenzen. Die Möglichkeit des Schenkens aber sollte jede Mutter ihren Kindern geben.

Wie leicht ist es im Grunde, wenn eine Mutter den schöpferischen Spieltrieb ihres Kindes beobachtet, es hinzulenken auf Möglichkeiten der praktischen Verwendung. Mit welch geringen Mitteln ist dem Kind ein ganzes Werkstattmaterial zusammenzustellen. Unendlich reich sind die Möglichkeiten aus völlig „wertlosen", aber richtig zusammengestellten Dingen die schönsten Sachen zu arbeiten. Nur freilich braucht es das besinnliche Denken einer Mutter.

Aus Schachteln, Büchsen, Stoff- und Wollresten sind schon oft die schönsten brauchbaren Dinge geworden, die fleißige Mädel- und Bubenhande und die blühende, farbenfrohe Kraft des kindlichen Gemütes schufen. Wie leicht ist es auch, das Kind fühlen zu lassen, was man von all den Dingen wohl dringend brauchen könnte, wenn eben die geschickte und geliebte Kinderhand es merklich verwandelt hat. Und wie beglückend ist das strahlende, sich selbst verschwendende Kind, das in einem aus bunten Resten zusammengestrickten Untersatz, Kaffeewärmer oder Anfaßtuch die ganze Schönheit seines Traumes sieht. Es gibt Zigarrenkisten und Streichholzschachteln, es gibt Garnrollen und Papiere und Pappen, die nutzlos im Abfall vorkommen, statt in neuer Wandlung zum wirklich nötigen Hausrat zu werden. Und es braucht gar nicht die ständig leitende und bestimmende Hand der Mutter, um das so leicht beschwingte Kindervolk zum schöpferischen Gestalter zu machen. Nur leichte Anregung und viel, viel, möglichst farbenfrohes Material sind nötig, um aus einem schenksehnsüchtigen Kinde einen kleinen Künstler zu machen.

D. Volbehr.

Achtlinge.

Landauf, landab ist man des Staunens voll über die Fünflinge, die kürzlich in Kanada das Licht der Welt erblickten. Aber jene glückliche Mutter wird doch noch weit in den Schatten gestellt durch eine Chinesin, die jüngst in Kwanyinsa unweit Kanton nicht weniger als acht Kindern gleichzeitig das Leben gegeben hat. Sie ist die Frau eines Bootsmannes. Es wird berichtet, daß sich alle Beteiligten des besten Wohlseins erfreuen. Tam Sing, der glückliche Vater, empfängt Gratulationen aus aller Welt. Auch die Vertreter der Behörden haben sich bei ihm eingefunden und ihm Unterstützung zugesagt. Uebrigens ist ihm um die Zukunft seiner Sprößlinge ohnehin nicht bange. Denn seiner Frau sind im Traume sieben Sterne und ein Mond erschienen. Diese Erscheinung pflegt man dort als überaus glückbringendes Zeichen aufzufassen. Handelt es sich doch um sieben Knaben, die der Familie demnach Ruhm und Reichtum verschaffen werden, während ihr die Tochter, das achte Kind, Trost und Behagen bescheren wird, dem Sinnbild des nächtlichen Gestirnes entsprechend. Hoffen wir also, daß dieser angenehme Aberglaube nicht trügt!

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 95 . **Dezember 1934** **8. Jahrgang**

Die Eisenbauern

Roman von Rudolf Atsch

(22. Fortsetzung)

Stolz, die Hände tief in den Hosentaschen und den Kautabak zwischen den Zähnen, kam er zurück. Die Leute grüßten ihn freundlich und ehrerbietig; man betrachtete ihn als einen tapferen Recken.

Als er am Hause des Schulzen vorbeikam, rief ihn dessen Haushälterin an.

„Du sollst mal zum Schulzen kommen, Karl!"

Ohne weiteres folgte er dem alten Weiblein. Sie geleitete ihn eine Treppe hinauf und zeigte ihm die Tür, die zum Schlafzimmer des Schulzen führte.

Hier begegnete er der Hilde. Sie kam jeden Tag vom Forsthaus herüber und pflegte den Schulzen. Kaum hörbar grüßend schritt sie an dem Köhler vorbei. Sie war sehr bleich geworden und ein Zug des Schmerzes lag um ihren Mund.

Leise klopfte Karl an die Tür. Auf ein schwaches „Herein" öffnete er langsam und trat zögernd an das Bett des Schwerverwundeten. Blaß und abgemagert lag er in den schneeweißen Leinenkissen.

„Guten Tag, Schulze!"

„Guten Tag, lieber Karl! Komm, setze dich dort auf den Stuhl da — ich muß einiges mit dir besprechen."

Der Köhler ließ sich auf einen Stuhl nieder und fragte dann freundlich:

„Wie geht es dir, Schulze?"

„Gut — sehr gut, Karl! Die Kugel ist ja heraus, die Wunde schmerzt nicht mehr viel und nach Aussagen des Doktors heilt sie auch gut."

„Hm, das freut mich zu hören. Hast auch eine gute Natur, Schulze. Der Tod müßte sich seine Sense schon gut härten, wenn er an dich heranwollte."

Friedrich strich sich mit der Hand über das Gesicht und fragte, ohne den Köhler anzusehen:

„Bist du freigesprochen worden?"

„Natürlich. Keinen Tag Strafe habe ich bekommen. Es macht mir einen riesigen Spaß, daß ich nicht zu sitzen brauche. Die Untersuchungshaft ist ja keine Strafe. Nach wie vor kann ich zu mir sagen: Du bist noch nie im Kittchen gewesen!"

„Wie war's denn, Karl?"

„Oh, es war sehr schön. Ich habe drei Wochen im Bett gelegen, Schulze, bis meine Wunde wieder so weit war. Ich wurde ausgezeichnet behandelt und der Aufseher holte mir sogar ab und zu einen halben Liter!"

„Und die Gerichtsverhandlung?"

„Der Sachverhalt war sofort klar. Er hat mich überfallen, er hat mich töten wollen, davon waren gleich alle überzeugt. Mit einem Karst hat er auf mich losgeschlagen. Wäre ich nicht beiseite gesprungen, so läge ich heute schon beim alten Eisen. Es war ein heimtückischer Ueberfall, denn Ranzoni hatte man doch gut eine Stunde vorher an die Luft gesetzt. Dann war Ranzonis Heimweg doch nicht der meinige. Weshalb war er noch da unten an der Sieg? — Nee, als die Richter alle Zeugen vernommen hatten, sprachen sie mich glatt frei — glatt, sagte ich, Schulze! Die wußten sofort Bescheid. Sie merkten gleich, daß sie es bei mir mit einem ehrlichen und offenen Kerl zu tun hatten!"

„Es bleibt trotzdem eine böse Sache, Karl."

„Wieso?"

„Ich meine, wenn jemand so tot bleibt — sofort tot, ohne auch nur eine Minute noch zu leben, das ist doch schrecklich. Karl! Und dann in einer solchen Verfassung wie der Ranzoni — ohne Vorbereitung, ohne Religion, ohne einen Geistlichen sofort in die Ewigkeit."

„Der Deuwel wird ihn geholt haben, das ist klar," brummte Karl. „Es tut mir sehr leid, dem noch einen Gefallen getan zu haben. Aber nun, ich konnte es nicht ändern — ich mußte mich wehren, sonst war ich selbst dran!"

„Das stimmt schon. Ich will dir auch keinen Vorwurf machen. Du konntest nicht anders handeln. Aber eine schlimme Sache bleibts trotzdem!"

„Das ist absolut nicht meine Ansicht, Schulze! Der Ranzoni hatte sich längst die Hölle verdient, denke ich; wenn er jetzt drin brät, so geschieht ihm ganz recht. Auch für seine Frau und die Kinder ist es besser, daß der Quälgeist nicht mehr da ist. Jetzt kann er sie nicht mehr tujonieren."

„Stimmt auch, Karl! Aber wer soll sie jetzt ernähren? Das älteste Mädchen ist kaum sechzehn und der Bub erst zwölf Jahre alt, dann folgen noch jüngere."

„Schon überlegt! — Ich habe den Vater der Kinder totgemacht, das ist wahr. Strafe steht mir dafür keine zu! Was ich tat, hätte jeder getan, denn wenn es mal ums Leben geht, wehrt sich jedermann bis auf den letzten Knochen. Doch trotzdem werde ich, solange mich Gott gesund hält, die Familie des Ranzoni unterstützen. Jeden Monat bekommt sie einen Teil meines Lohnes."

„Du bist eine gute Seele, Karl, deine Absicht ist zweifellos zu loben. Aber du weißt nicht, ob die Frau Geld

von dir annimmt — ob sie sich überhaupt unterstützen läßt, ist eine Frage. Wie ich sie kenne, ist sie sehr stolz."

„Vielleicht hast du da recht, Schulze." Karl machte eine enttäuschte Miene. „Sie ist etwas stolz, das weiß ich."

„Doch ich weiß Rat, Karl, ich habe mir die Sache reiflich überlegt."

Der Köhler schob seinen Oberkörper etwas nach vorne und sah dem Schulzen gespannt ins Gesicht.

„Der Ranzoni hat zwei Pferde —"

„Oh, das stimmt nicht, Schulze! Das eine gehört noch dem Juden, mit dem er immer handelte, und das andere ist auch noch nicht ganz bezahlt. Die Frau muß schon alles Vieh verkaufen, wenn sie die Schulden ihres Mannes bezahlen will. Ranzoni sitzt bei jedem Wirt tief in der Kreide — auch sonst hat er noch viele Schulden, ich weiß es ganz genau. Die Frau wird Augen machen, wenn die Gläubiger alle erscheinen."

„Aber wenn die Schulden alle bezahlt wären."

„Hoho, soviel Geld habe ich nicht, Schulze! [illegible] lange nicht mehr ans Sparen gedacht!"

„Nun, du nicht — aber ich!"

„Du — du — wolltest?"

„Ich gebe dir das Geld, Karl, es sind ja nur einige hundert Taler."

Der Köhler riß die Augen weit auf.

„Ich muß schon etwas tun, Karl, denn der Streit zwischen dir und Ranzoni kam doch nur meinetwegen — ich weiß es ganz genau."

„Ach, Schulze!"

„Wenn die Frau des Ranzoni keine Schulden mehr hat und die Pferde behalten kann, so kommt sie nicht in Not. Sie muß einen Knecht anstellen und das Fuhrgeschäft kann weitergehen wie zuvor. Ich selbst werde schon dafür sorgen, daß die Pferde nie im Stall zu bleiben brauchen. Die Frau wird sich zweifellos besser stehen als zu Lebzeiten ihres Mannes, denn er trug manchen Taler ins Wirtshaus."

Der Köhler sah lange schweigend zu Boden, dann stand er impulsiv auf, ergriff Friedrichs Hände und drückte sie warm.

„Schulze, du bist der beste Mensch unter der Sonne! Wenn dich noch einmal einer verleumden will, geht es ihm noch schlechter als dem Ranzoni —"

14. Kapitel.

Ueber zwei Monate waren nach den geschilderten Ereignissen vergangen.

In Philadelphia (diese Stadt zählte auch schon damals zu den größten Amerikas) schritt ein Mann langsam durch eine der belebtesten Straßen.

Nicht leicht war in diesem Menschen der Siegerländer Eisenmann Heinrich Linke, der wohlhabende Bauer und schneidige Kürassier, wiederzuerkennen, denn die Veränderung war zu groß, die sich an ihm vollzogen hatte. Das frische, gesunde und sonnenverbrannte Gesicht von früher hatte er verloren, die Wangen waren krankhaft blaß geworden. Die klaren blauen Augen waren trübe, ein hoffnungsloser und apathischer Schein lag in ihnen, tiefblaue Ringe umgaben sie. Er sah aus wie ein Mann, der an der Welt jedes Interesse verloren und der seelisch ungeheuer viel gelitten hat.

Tag für Tag lief er in den Straßen herum, ohne ein bestimmtes Ziel. Mehrmals am Tage wanderte er zum Hafen. Dort sah er Schiffe, die nach Europa fuhren. Es war gefährlich für ihn, Schiffe, die nach dem Osten segelten, zu beobachten. In Newyork hatte er schon einmal das Geld bereitgehalten, um die Rückpassage nach Europa zu bezahlen. „Besser in einem deutschen Gefängnis, als hier in der Fremde," hatte er sich gesagt. Nur der Gedanke an seine Mutter, die ihn nicht vor den Schranken des Gerichts sehen wollte, hatte ihn von diesem Vorhaben abgebracht.

Man verstand ihn hier nicht. Selten traf er einen Deutschen. Alles war hier so ganz anders als zu Hause. Das Heimweh machte ihn krank und nahm ihm alle Energie zu irgendeiner Beschäftigung. Er grübelte Tag und Nacht. Zu sehr wurzelte das Bodenständige in ihm. Seine Vorfahren hatten Jahrhunderte hindurch immer nur auf einem Fleck gewohnt.

Sein Blut schrie nach dem Elternhause, nach den Feldern und Wiesen, nach Wald und Hauberg, nach seinen Gruben und der lieben alten Hütte. Er fühlte, daß er zu all diesen gehörte, daß er ein Stück davon war — nun ein totes Stück, das das Schicksal aus dem großen Ganzen der Heimat herausgeschlagen hatte.

Wie er so durch den strömenden Regen dahinbummelte, sah er weder Passanten noch Wagen — seine Gedanken waren nicht in dem Getriebe der Großstadt, sondern weilten fern, weit über den Wassern des Ozeans, in der herrlichen Heimat.

Ein Mörder war er — ein verfluchter Kain!!

Seine Schritte verdoppelten sich.

„Jawohl, er hatte getötet!! Einen Bruder?, einen Onkel — nein, noch viel mehr — einen Vater! Denn der Schulze war ihm ein zweiter Vater gewesen.

Sein Kopf hob sich allmählich und er betrachtete die Reklameschilder an den Häusern. Als er über einer Tür die Worte „Deutsches Gasthaus" las, hielt er ein und ging dann auf den Eingang zu.

Die Gaststube war nicht besonders groß, die er betrat, doch es herrschte in ihr eine peinliche Sauberkeit. Auf den ersten Blick konnte man feststellen, daß hier ein Deutscher waltete.

Unter den Gästen, von denen viele an der langen Bar standen, konnte man allerlei Typen feststellen: echte Yankees, kleine schwarzhaarige Franzosen und Spanier, Mestizen und Mulatten, jedoch die überwiegende Mehrheit setzte sich aus Deutschen zusammen.

Heinrich suchte sich in der hintersten Ecke des Raumes einen Platz und bestellte sich bei dem höflichen Wirt, der der Mundart nach ein Bayer zu sein schien, eine Tasse Kaffee. Ihm gegenüber saß ein schon älterer Herr. Er war besser gekleidet als die meisten anderen Gäste, trug ein seidenes Halstuch, eine schwere Wolljoppe und langschaftige blitzblanke Stiefel.

Bei jeder Gelegenheit versuchte der Mann, seinen jungen Tischnachbar in ein Gespräch zu ziehen, doch alle seine Versuche scheiterten an Heinrichs Verschlossenheit.

Er saß fröstelnd auf seinem Stuhl und trank gierig den heißen Kaffee in sich hinein.

Als er die Tasse wieder auf den Tisch stellte, fragte ihn der Fremde laut, mit klangvoller Stimme:

„Auch neu aus Deutschland?"

Heinrich nickte, ohne den Mann anzusehen, kaum merklich mit dem Kopfe.

„Wie lange sind Sie denn schon hier, Sir?"

Der Gefragte stutzte, sah auf und warf einen prüfenden Blick auf den älteren Herrn.

„Vierzehn Tage, mein Herr!" sagte er kurz.

Der Fremde schwieg. Das wortkarge Wesen des Deutschen schien ihm absolut nicht zu behagen. Lange musterte er ihn von oben bis unten.

„Noch keine Arbeit?" fragte er wieder.

„Nein!"

„Auch keine Verwandten hier?"

Der junge Eisenbauer hob ärgerlich den Kopf und maß den Fremden mit ärgerlichen und drohenden Blicken.

„Ich bin nicht hier, um mich wie einen Schulbuben ausfragen zu lassen, mein Herr!"

Der Mann lächelte gutmütig und freundlich.

„Das ist richtig! Aber ich bin ein Landsmann von Ihnen — auch Deutscher — Rheinländer. Natürlich schon lange hier. Dreißig Jahre bereits. Heute schon mehr Amerikaner, aber wenn man einen Landsmann sieht — und dann noch ein so junges Greenhorn —, interessiert man sich doch ein wenig für ihn. Also nehmen Sie mir meine Fragen nicht übel!"

Das Wort „Rheinländer" weckte in Heinrich ein freudiges Gefühl. Wie ein süßer Ton aus der fernen Heimat klang ihm das Wort aus dem Munde des Mannes entgegen. Er dachte an den herrlichen Rheinstrom. Wie nahe lag er seiner Heimat. Und dieser Herr hatte dort gewohnt? Es tat ihm leid, daß er ihm so schroff begegnet war.

„Man muß sich hier vor den Menschen sehr in acht nehmen." Es klang fast wie eine Entschuldigung. „Ich kenne Land und Leute noch nicht. Auch die Sprache ist mir unbekannt... Sie verstehen mich doch!"

„Yes, yes," erwiderte der Fremde laut und lachte, „ganz recht, man darf hier nicht dem ehrlichsten Gesicht trauen."

„Sie sind wirklich ein Rheinländer?"

„Jawohl — bei Köln geboren!... Und Sie?"

„Ich bin ein Siegerländer!"

Der Mann schoß etwas in die Höhe.

„Ist das wahr?... Aus Siegen oder von wo?"

„Aus der Umgebung von Siegen."

(Fortsetzung folgt)

Whisky mit Höhensonne

Gibt es „Zauber-Whisky"? Von Werner Müritz

Wenn früher ein Engländer, ein Schotte und ein Amerikaner in einer Bar zusammen kamen und keinen Gesprächsstoff hatten, einigten sie sich ohne Frage auf ein Thema, das bei fast allen Freunden eines edlen Tropfens auf der ganzen Welt beliebt ist — und zwar über das notwendige Alter eines guten Trunks, nämlich des Whiskys.

Früher — ungefähr bis auf das Jahr 1800 zurück — unterhielt man sich überhaupt nicht über die Reife des Whiskys. Man trank ihn, und damit basta. Er schmeckte auch, genau wie er heute schmeckt, und niemand zerbrach sich den Kopf über ihn. Da aber kam die große Wirtschaftskrise, und es wuchsen die unverkäuflichen Lager der Destillerien von Jahr zu Jahr. Als die Krise abebbte, saßen die Fabrikanten mit ihren gewaltigen Vorräten da und wußten nicht wohin damit. Wer kaufte auch schon Whisky, der jahrelang gelagert hatte?

Aber selbst die damalige Zeit besaß schon ihre Reklametechniker (es gibt eben nichts Neues unter der Sonne). Einer der Fabrikanten kam nämlich auf die Idee, aus der Not eine Tugend zu machen und öffentlich bekanntzugeben, daß er einen ganz besonders guten Whisky zu verkaufen habe, und zwar einen vier Jahre gelagerten! Dieser Reklamepfiff griff mit rasender Schnelligkeit um sich, und nicht lange danach war die Meinung Allgemeingut, daß der Whisky mit dem Wein in puncto Reife auf eine Stufe zu stellen ist, mit anderen Worten: Je länger die Lagerung, um so besser der kostbare „Stoff".

Auf diese Weise entstehen manchmal Ansichten, Sitten und Gebräuche. Eines Tages kam dann das Gesetz heraus, daß jeder Whisky, der als „gelagert" bezeichnet wird, eine Mindestzeit von vier Jahren gelegen haben muß. Man verkaufte Whisky bis hinauf zu zwei Jahrzehnten Lagerung, und die allgemeine Ueberzeugung war, daß während der Lagerung gewisse chemische Umbildungen stattfanden und u. a. den Fusel und damit den unbehaglichen, kratzenden Geschmack und den schlechten Geruch aus der Welt schafften.

Durch Beobachtung hat sich nun aber gezeigt, daß ganz gewiß Geschmack und Geruch durch Lagern gemildert werden, daß aber das Fuselöl unverändert erhalten bleibt z. B. in englischen und schottischen Whiskysorten, die in sauber geschabten Eichenholztonnen gelagert und danach abgezapft werden. Im amerikanischen Whisky hingegen, der in Tonnen mit gebrannter Innenseite gelagert wird, vergrößert sich sogar der Fuselinhalt, weil der Whisky Verbindung mit der Holzkohle eingeht.

Besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika mehren sich jetzt also die Stimmen, die der Ueberzeugung sind, daß man die Lagerungszeit des Whiskys bisher bedeutend überschätzt hat. Immer noch aber heißt es im Gesetz, daß die Lagerzeit mindestens vier Jahre betragen muß, und dazu haben die amerikanischen Destillerien — rund heraus gesagt — keine Lust mehr. Amerika ist ja kein Land des Weines, sondern das Reich des Whiskys. Bei einem solchen Riesenabsatz haben die Fabrikanten natürlich nur in den seltensten Fällen fertig gelagerten Whisky und sind ganz außerstande, die Nachfrage nach den besseren, langjährig gelagerten Marken zu befriedigen.

Also muß die Reklametechnik Amerikas neue Wege gehen. Sie tut das, indem sie den Käufern von Tag zu Tag einhämmert, daß ein Jahr gelagerter Whisky genau so gut, wenn nicht noch besser ist als vier Jahre gespeicherter „Stoff". Das Publikum ist auch nicht abgeneigt, solchen Whisky zu kaufen — aber billig muß er dafür sein! Aus diesem Umstand ziehen nun die wie Pilze aus der Erde schießenden neuen Destillerien Nutzen. Ihre Chemiker, die sie beschäftigen, haben eine ganze Reihe Methoden ausgeknobelt, mit denen der edle Stoff so schnell wie möglich reif gemacht werden kann. Der eine verwendet ultraviolette Strahlen (Höhensonne), der andere Elektrolyse, der dritte besondere Oxygen-Behandlungen, und einer versucht dem anderen das Wasser abzugraben. Mit einem Monat gelagerten Whisky fing es an, dann kam der einwöchige, und nun ist der „Zauber-Whisky" gar erschienen, von dem sein amerikanischer Chemiker behauptet, daß er innerhalb 24 Stunden zur Reife gebracht wurde. Kürzer geht's nun nicht mehr.

Am großen Faß zu Heidelberg.

Das berühmteste Faß der Welt ist das Heidelberger Faß. Wenig bekannt ist es, daß es nicht mehr in seiner ursprünglichen Bauart besteht, sondern einige Vorfahren hatte.

Das erste Faß wurde vom Faßbindermeister Michael Warner aus Landau in den Jahren 1589 bis 1591 hergestellt. In diesem ersten Heidelberger Faß hatte der Inhalt von 236 000 Weinflaschen Platz. Das Faß wurde von 24 eisernen Reifen zusammengehalten, die allein 122 Zentner wogen. Der Dreißigjährige Krieg brachte auch die Vernichtung des ersten großen Fasses von Heidelberg. Im Jahre 1633, als das Heidelberger Schloß belagert wurde, ging auch das große Faß auseinander. Nachdem die Ueberbleibsel mehr als 30 Jahre im Keller geruht hatten, erhielt der Hofkellermeister Maier im Jahre 1664 den Auftrag, das Faß wieder herzustellen. Es wurde jedoch um mehr als die Hälfte verkleinert, erhielt aber eine viel schönere Ausschmückung. Neben bunten Bildnissen waren an dem Faß auch noch verschiedene Figuren angebracht: auf einem Löwen reitend ein Bacchus mit einem Becher in der Hand, vier Satyre, die auf Blasinstrumenten bliesen, geschnitzte Weintrauben, Rankenwerk, das kurpfälzische Wappen und anderes.

Auf der Vorderseite und auf der Hinterseite standen je acht Verse. Die Verse der Vorderseite behandelten die Geschichte des Heidelberger Fasses, die Verse der Hinterseite dagegen die Annehmlichkeiten des Weintrinkens. Auf der Hinterseite hieß es im ersten Vers:

Der Wein erquicket Jung und Alten
Und wird darumben aufbehalten.
Er gibt dem Landsknecht Heldenmut,
Daß er frisch waget Leib und Blut.

Und der achte Vers lautete:

Man brauet Bier im Land zu Meißen,
In Sachsen, Pommern, Holland, Preußen.
Gottlob! Die edle Pfalz am Rhein
Gibt uns und ihnen guten Wein.

An den vier Ecken waren Sinnsprüche angebracht, die lauteten:

Seid willko. men hier bei diesem Faß,
Kein größeres gefunden wird als das.
Warum sollt ich nicht fröhlich sein,
Bin ich doch allzeit bei dem Rhein
Ich habe mehr große Faß gesehen
Das b'hält den Ruhm, muß ich gestehen.

Als dann das Heidelberger Schloß in den Jahren 1689 bis 1693 von den Franzosen zerstört wurde, entging zwar das zweite Heidelberger Faß der Vernichtung, geriet jedoch ganz in Vergessenheit. Da es nicht mehr benutzt wurde, zerfiel es nach und nach. Erst um das Jahr 1729 wurde es wieder hergestellt. Dieses Faß hielt jedoch nicht lange stand. So wurde denn im Jahre 1751 ein ganz neues Faß hergestellt, das jetzige Heidelberger Faß. Es kann nicht weniger als 2124 Hektoliter Wein aufnehmen.

Der Gänserich weiß, wann Sonntag ist.

Daß zahlreiche Tiere einen stark entwickelten Sinn für die Zeit haben, dürfte als allgemein bekannt gelten. Selbst bei der als dumm verschrienen Gans geht dieser Zeitsinn soweit, daß sie den Sonntag von den Wochentagen zu unterscheiden vermag. Das zeigt ein aus Südengland berichteter Fall. Hier hält ein Fuhrwerksunternehmer neben anderem Getier auch einen Gänserich, der für gewöhnlich mittags von den Fuhrleuten sein Futter bekommt, mit Ausnahme natürlich der Sonntage, da alsdann der Betrieb stilliegt. Das kluge Tier weiß indessen auch an diesen Tagen zu seinem Rechte zu kommen. Jeden Sonntag Mittag Schlag 12 Uhr watschelt der Gänserich zur Küchentür, die auf den Hof hinausführt, hebt die Klinke mit seinem Schnabel und drückt die Tür offen. Dann geht er mit der selbstverständlichsten Miene von der Welt auf die Köchin zu, um sich von ihr sein Sonntagsessen geben zu lassen. Es ist noch nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß der Vogel an einem anderen Tage als an einem Sonntage sich selbst sein Futter geholt hat.